

# Ernst Merki

Autor(en): **Zürrer, Hansheiri**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **86 (1992)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

---

# Ernst Merki †

Mit dem Tode von Ernst Merki hat unsere Vereinigung nicht bloss ihr ältestes Mitglied verloren, sondern auch einen eindringlichen Mahner.

Als wir 1989 über den Entwurf eines neuen Grundsatzpapiers und über einen neuen Namen diskutierten, hielt uns der damals 91jährige vor, mit der Bezeichnung «religiös-sozialistisch» einen Teilaspekt unseres Anliegens überzubetonen. Er zitierte dabei Leonhard Ragaz, der im 2. Band von «Mein Weg» (S. 124) über die «religiös-soziale Bewegung» schreibt: «Es schien mir, dass sie einer Veräusserlichung verfallen sei, dass es an der Kraft im Zentrum fehle... Es schien mir jener Fehler hervorzutreten ..., der bis heute ihr Grundfehler geblieben ist: dass man die Bewegung nicht zentral verstehe, sondern peripherisch, nicht als das, was sie doch ursprünglich sein wollte ..., als revolutionäre Erneuerung der Sache Christi, sondern mehr als eine doppelte Ergänzung: eine Ergänzung des Christentums ... oder auch ... eine Ergänzung des Sozialismus.» Zudem vermisste Ernst Merki in der neuen Grundsatzerklärung den Begriff «Nachfolge» oder den Hinweis darauf, dass «eine lebendige Gemeinde Christi ... auch angewiesen ist auf Menschen, die ... in ihrem persönlichen Leben den Weg Christi gehen möchten», wie es in der alten Prinzipienklärung geheissen hatte. Das waren im Munde Ernst Merkis nicht einfach fromme Worte, es war auch nicht stures Festhalten an alten Begriffen, sondern Ausdruck seiner innersten Antriebskraft, die ihn befähigte, sein Handeln immer wieder mit seiner Überzeugung in Übereinstimmung zu bringen.

Im Alter von 89 Jahren vollendete unser Freund seinen ausführlichen Bericht «Einiges aus meinem Leben», aus welchem hier das Wichtigste zusammengefasst und wiedergegeben sei:

Geboren wurde Ernst Merki in Aathal im Zürcher Oberland, wo sein Vater seit dem 9.

Lebensjahr in der Spinnerei von Heinrich Kunz beschäftigt war. Als die Fabrik verkauft wurde, verlor der Vater die Stelle, weil er sich als Christ (er gehörte zu den Methodisten) weigerte, die vom neuen Besitzer verlangte Sonntagsarbeit zu leisten. Die Familie musste darum 1903 nach Windisch bei Brugg übersiedeln, wo der Vater wieder in einer Fabrik von Heinrich Kunz arbeiten konnte, in dessen Dienst er dann bis zu seinem 69. Altersjahr blieb.

Seinen Sohn hätte der Vater gerne Lehrer werden lassen, doch dazu fehlte das nötige Geld. So machte Ernst Merki – anfänglich eher widerwillig – beim Arbeitgeber seines Vaters eine kaufmännische Lehre. Nach verschiedenen Arbeitsorten fand er als 23jähriger eine interessante und gutbezahlte Stelle in einer Schweizer Firma in Ägypten. Über jene Zeit schreibt er: «Nach meiner etwas engherzigen religiösen Erziehung durch meinen Vater kostete ich die <Freiheit> und machte so ziemlich alle möglichen Dummheiten mit.» 1928 musste er zur Ausheilung einer akuten Nikotinvergiftung für ein paar Wochen in die Schweiz zur Kur. Nach der Rückkehr an seinen Arbeitsort in Alexandrien abonnierte er die «Neuen Wege» und besorgte sich die wichtigsten Bücher von Blumhardt und Ragaz. Von Ragaz hatte er schon bei Kriegsende in der – nur kurze Zeit erschienenen – «Neuen Schweizer Zeitung» beeindruckende Artikel gelesen. «Dann kam mein eigentlicher Zusammenbruch», schreibt er weiter. «Ich schämte mich über mein bisheriges Leben, das ich für verpuscht ansah... Ich vollzog eine vollkommene Wendung. Die Schriften von Ragaz und Blumhardt beeindruckten mich stark. <Das Reich Gottes für die Erde>, das war etwas anderes als der pietistische Jenseitsglaube, nur auf das persönliche Heil bedacht. Das fesselte mich.» Zur gleichen Zeit stiess er auf die Schriften von Dr. Bircher-Benner, zum Beispiel «Ernährungskrankheiten» und

«Der Menschenseele Not». Dazu schreibt er: «Fleisch und Alkohol gab ich von einem Tag zum andern auf. Ich rauchte nicht mehr, brauchte aber vorher etwa ein halbes Jahr, bis ich es mir ganz abgewöhnt hatte.»

Im Jahre 1930 las Ernst Merki im «Aufbau», den er ebenfalls abonniert hatte, ein Inserat, mit dem die Produktionsgenossenschaft «Hammer» in Zürich einen kaufmännischen Angestellten mit finanzieller Beteiligung suchte. Er meldete sich und erhielt die Stelle. Das ihm zugesprochene Salär von 600 Franken im Monat war viel weniger als dasjenige, das er in Alexandrien bezogen hatte. Trotzdem reduzierte er es später von sich aus auf 400 Franken, weil er nicht mehr verdienen wollte als ein guter Schlosser der Genossenschaft. Er schreibt: «Ich musste von Anfang an sehen, dass die Genossenschaft finanziell schlecht stand. Aber ich wollte nun einfach Sozialismus praktizieren, religiösen Sozialismus, inspiriert von Leonhard Ragaz.»

Bald lernte Ernst Merki die Leute vom «Werkhof» in Rüslikon kennen, «einer kommunistischen Siedlung im religiös-sozialen Sinn», wie er schreibt. «Wir führten zusammen Gespräche über den religiösen Kommunismus und waren uns dann einig, dass die Wirtschaft genossenschaftlich organisiert sein müsste... Ich fand es dann nach langem Nachdenken ... als meine Pflicht, dem Werkhof beizutreten», und zwar als 7. Genossenschafter, wodurch erst der Eintrag der Genossenschaft ins Handelsregister möglich wurde. Vorläufig arbeitete er jedoch weiter im «Hammer» als Buchhalter und gab sein Salär von 400 Franken jeden Monat im Werkhof ab, als «willkommenen Beitrag an die finanzschwache Gemeinschaft». Erst als später sein Arbeitsvertrag mit dem «Hammer» nicht mehr erneuert wurde, wird aus dem Buchhalter ein Bauer, zunächst auf dem «Werkhof» und später auf einem kleinen Heimwesen in Unterrindal im unteren Toggenburg, das Ernst Merki wegen der vorhandenen Beerenkulturen schliesslich kaufte.

1933 heiratete Ernst Merki Anny Hiltebrand, eine Bauerntochter, die als Krankenschwester ein Heim für Patienten von Dr. Bircher leitete, zu denen drei Jahre zuvor auch Ernst Merki gehörte. Sie hatte sich vorgenommen, einen Bauern zu heiraten, falls «sie einen finde, der über den Miststock

hinaussehen könne». Auch sie schätzte Leonhard Ragaz, den sie von den Samstagabend-Veranstaltungen her kannte.

Doch «in Unterrindal haben wir dann jahrelang eine schwere Existenz gehabt», schreibt Ernst Merki. «Der Ertrag unserer Beerenkulturen, des Gartens, der Kälberaufzucht und der Schafzucht war nicht genügend... Ich beabsichtigte, möglichst weitgehende Selbstversorgung zu praktizieren, und wenn wir im Herbst im Keller genügend Obst, Kartoffeln, Gemüse, selbstgemachtes Sauerkraut und Süssmost (bis 500 Liter) eingelagert hatten, kamen wir uns reich vor... Aber bald musste ich einsehen, dass meine Pläne für Selbstversorgung mit nur zwei Personen nicht zu verwirklichen waren. Aber als Ideal schweben mir noch heute kommunistische Dorfgemeinschaften, bestehend zur Hauptsache aus Bauern und Handwerkern, mit weitgehender Selbstversorgung vor.»

Ein sehr wichtiger und schwerer Schritt wurde für ihn, der 1918 noch mit einem gewissen Stolz Korporal geworden war, die Verweigerung des Militärdienstes. Im Sommer 1939 wurde er dem Train-Hilfsdienst zugeteilt, obwohl er dem kantonalen Militärdepartement klargemacht hatte, «es sei mir nicht möglich, mich irgendwie in eine Organisation des Tötens oder des Unchristlichen überhaupt einspannen zu lassen, weil ich Christus und seine Gebote ernst nehme. Gott könne uns auf andere Weise schützen... Die Landesverteidigung, wie sie im allgemeinen verstanden werde, werde uns auf die Länge so wenig nützen wie unsere Neutralität. Wir verteidigen uns am besten, wenn wir uns für Recht und Gerechtigkeit einsetzen und das Unrecht als solches brandmarken, statt <neutral> zu sein. Dann werde Gott mit uns sein und das sei eine unvergleichliche Landesverteidigung!» Und er fügte hinzu: «Das sind Worte von Leonhard Ragaz.»

«Im Mai 1940 erhielt ich einen Marschbefehl nach Reichenburg im Kanton Schwyz zur Mithilfe bei der Erstellung von Tanksperren. Ich bat das Militärdepartement um Dispensation und schilderte auch meine wirtschaftliche Situation. Man forderte mich erneut auf, einzurücken. Noch in der Nacht vor dem Einrückungstag kämpfte ich, schlaflos, mit dem Gedanken, ob ich nun doch einrücken müsse, weil ein hitlerischer An-

griff drohte. Meine Frau verstand mich sehr gut, sagte dann aber, ob in diesem Falle ein Dienst ohne Waffen nicht verantwortet werden könne. – Ich rückte ein mit bedrücktem Gemüt. Mein Gewissen plagte mich. Ich konnte nicht mehr beten. Glücklicherweise dauerte der Dienst nur 11 Tage. Nachdem die akute Gefahr vorüber war, wurden wir entlassen. Es war mir nun klar, dass ich einem neuen Aufgebot keine Folge leisten werde.»

Für den 16. November 1942 erhielt ich einen Marschbefehl für Aktivdienst beim H.D. Arbeits-Detachement 3 SG. Ich schrieb wieder einen ausführlichen Brief ans Militärdepartement des Kantons St. Gallen... Dieses antwortete mir, ... ich müsse dem Marschbefehl Folge leisten, sonst müsse ich mit einer längeren Gefängnisstrafe rechnen... Am Sonntag vor dem Einrückungstag machte ich mit meinem Sohn Felix den gewohnten Sonntagsspaziergang. Ich war sehr bedrückt und konnte nicht viel sprechen. Am andern Morgen um 8 Uhr, zu welchem Zeitpunkt ich mich hätte in Rapperswil melden sollen, kam eine grosse Freude über mich. Ich hatte der Versuchung widerstanden und ich hatte das Gefühl, dass «die Engel des Himmels» mich trösteten. Ich wusste, dass ich in Gottes Hand war, und sah dem Kommanden mit Zuversicht entgegen.»

«Bald musste ich dann vor dem Untersuchungsrichter erscheinen, dem ich erzählte, ... dass ich schon 1928 in Alexandrien glaubte, die Militärsteuern verweigern zu müssen... Ich brachte damals die Kraft zur Verweigerung der Steuern nicht auf. Dagegen habe ich von jenem Zeitpunkt an mein Einkommen ehrlich versteuert, vorher nur die Hälfte etwa... Der Untersuchungsrichter war sichtlich beeindruckt ... und von der Echtheit meiner Gesinnung überzeugt.» Das Urteil des Divisionsgerichtes lautete auf «nur» acht Monate Gefängnis, wie es in der Urteilsbegründung heisst: «Dienstverweigerung sei heute (1942) eines der gefährlichsten und schädlichsten Delikte... Bei der Bemessung der Strafe von nur acht Monaten werde der Umstand, dass der Angeklagte sehr gut beleumdet sei, eine – vom Militärischen abgesehen – gute vaterländische Gesinnung habe und auch für seine Auffassung keinerlei staatsgefährliche Propaganda mache, vollauf gewürdigt.»

Ein vom Grossrichter empfohlenes Gesuch an die Bundesversammlung um Straferlass wurde an das Armeekommando weitergeleitet und schliesslich vom General abgelehnt. Doch wurde unserem Freund später wenigstens zugestanden, im Hinblick auf seinen landwirtschaftlichen Betrieb, die Strafe in zwei Teilen zu verbüssen, jeweils während der Wintermonate.

1949 verkaufte Ernst Merki sein Heimwesen im Toggenburg und erwarb eine Liegenschaft in der Haslen ob Hinteregg mit sechs Hektaren Wiese und etwas Wald. Dort lebte die Familie vom Verkauf der Eier von über hundert Hühnern und der Milch von bis zu fünf Kühen in die nahe Stadt Zürich. «So hatten wir ein bescheidenes, aber genügendes Einkommen.»

1970 starb seine Frau. Er hörte dann auch mit dem Bauern auf, verpachtete noch eine Zeitlang den Wiesenboden an einen Schafhalter, bis dann sein Sohn das Heimwesen übernahm. Bis wenige Monate vor seinem Tod konnte er dort seine Stube behalten mit weiter Aussicht über das Zürcher Oberland.

Vor ein paar Jahren traf ich ihn einmal zufällig beim Einkaufen in einem Reformhaus der Zürcher Altstadt. Wir kamen bald zum Thema der damals bevorstehenden Abstimmung über die Abschaffung der Armee. Er freute sich darauf von ganzem Herzen und sagte: «Wer weiss, vielleicht wird die Initiative angenommen. Bei Gott sind ja alle Dinge möglich!» Sein Glaube war unerschütterlich. Doch auch unsere Verpflichtung sah er ganz konkret. Im Brief, den ich nach dieser Begegnung von ihm, dem 89jährigen, erhielt, heisst es am Schluss: «Prof. Liechtenhan hat in seinem Büchlein «Ist Abrüstung Christenpflicht?» geschrieben: «Wer zum Krieg Ja sagt, sagt Nein zu Jesus. Dagegen hilft keine Kunst der Auslegung.» Das alles sollte man nun den «Christen» vor der Abstimmung nahebringen können. Was sollen wir tun? Wie sind diese Christen erreichbar? Mit einem Artikel im «Kirchenboten»? Mit einem Rundbrief an die Leiter der pietistischen Gemeinschaften? Wäre so etwas auch am Radio möglich? Würde sich eine Gruppe unserer Gesinnungsgenossen dieser Sache annehmen?»

Ernst Merki bleibt über seinen Tod hinaus für mich, für uns, ein eindringlicher Mahner.

Hansheiri Zürrer